Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 35. Bromberg, den 29. April 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(12. Fortsetzung.)

Am dritten Tage gingen bei Morgengrauen beide Motorboote zur Klippe ab. Nach dreistündiger Fahrt kamen sie in die Gewässer der Insel. Es fiel ihnen auf, daß einzelne Kisten und Balken auf dem Wasser trieben; dann sahen sie einen langen, zugehauenen Baumstamm, offenbar den Mastbaum eines gescheiterten Seglers. Man konnte sich dabei nicht aufhalten, denn zu helfen und zu retten gab es da nichts, und der eigentliche Zweck der Fahrt drängte. So fuhren denn auf dem kleinen Motorboot die beiden Ärzte in ihren Bazillenkostümen gegen die Klippen los. Dr. Yoghushiwa durchsteuerte geschickt das gefährliche Gebiet, sie kamen in ruhiges Fahrwasser und landeten an einem sandigen Strand.

Die Insel erschien größer als die Hauptklippe. Auch reicher mit Gras bewachsen. Es fehlten eben schon längere Zeit die Füße der Menschen, die es niedertraten. Auch Blumen fielen ihnen auf, Schmetterlinge und Bienen, die umherschwärmten, Heuschrecken, die bei ihren Schritten aufhüpften und als sie an eine kleine Grasblöße kamen, hob sich eine Natter bis zur halben Manneshöhe, zischte sie an, zeigte die gespaltene Zunge und verschwand wieder.

Das Gras hatte barmherzig die Trümmer der Menschen- und Tierwelt verhüllt, die früher hier geherrscht.

Yoghushiwa wollte den Käfig öffnen und den Raben, dessen linker Hinterfuß an dem Ende eines dünnen Spagatknäuels hing, frei lassen. Doch Wieser schüttelte den Kopf. Sie mußten ein Aas finden, ein totes Stück Vieh, dann erst konnten sie ihren lebenden Bazillenfänger in Tätigkeit setzen.

Sie gingen weiter. Plötzlich stutzte Wieser. Da lag ein Hund. Er täuschte sich nicht. Ein toter Hund. Der Japaner nickte befriedigt und öffnete den Käfig, der Vogel hüpfte heraus. Kaum hatte er das tote Tier erschaut, als er begierig darauf losstürzte und mit wütenden Schnabelhieben erst die Augen, dann die offenen Lefzen desselben zu bearbeiten begann.

Wieser schritt weiter. Wo ein Hund war, dort war auch ein Mensch nicht weit. Da mußte es sein, zehn Schritte links vom Hunde, wo eine Blöße im Grase zu sein schien.

Er hatte sich nicht geirrt. Da lag die Leiche eines Mannes. Er konnte noch nicht lange tot sein, er schien frisch, das Gesicht lebhaft gerötet, die blauen Augen weit offen. Ein noch junger, vielleicht zwanzigjähriger, bartloser Mensch, im lichten Leinenanzug. Ein Weißer. Der Arzt sah es durch die Gläser der dicht schließenden Gasmaske ganz genau. Offenbar ein Opfer des Schiffbruches, von dem die Trümmer auf der See überzeugend genug sprachen. Er hatte sich wohl durch Schwimmen auf die Insel gerettet, und wäre, falls ihn nicht die tückische Krankheit getötet hätte, von der japanischen Expedition gerettet worden. Sonst hätte er zehn Schritte von den Eßvorräten verhungern müssen, die, für Tausende ausreichend, hinter undurchdringlichen Steinmauern zu kriegerischen Zwecken versteckt lagen.

Der Arzt bückte sich und durchsuchte die Taschen des Toten. In der Hosentasche fand er eine Brieftasche in wasserundurchlässigem Stoff geborgen. Dann zog er ihm einen Ring mit einem Saphir vom Finger und wickelte beides in ein Stück von Thymolöl durchtränktes Ledertuch, das er für alle Fälle zu sich gesteckt.

Er erhob sich und steckte den Fund in die Tasche. Nun trat sein japanischer Kollege zu ihm und betrachtete eine Weile den toten Mann. Darauf kehrten die beiden Ärzte zum Hund zurück, öffneten den Bakterienkasten und legten alle Gegenstände zur Hand, die sie für ihre weitere Tätigkeit brauchten.

Der Rabe hackte und fraß unermüdlich. Wohl an dreißig Minuten lang. Dann hörte er auf, öffnete den Schnabel weit, krächzte heiser und begann umherzulaufen und mit den Flügeln zu schlagen.

Diesen Augenblick hatten die beiden Ärzte abgewartet. Der Japaner zog das ängstlich zappelnde Tier an der Schnur, sie stets verkürzend, zu sich, umgriff mit der Linken den Leib, mit der Rechten Kopf und Hals des Vogels, Wieser schnitt mit einem scharfen Messer in einem Zuge den Hals ab. Kopf und Messer flogen im nächsten Augenblick, weit fortgeschleudert, zu Boden, der Rumpf des Tieres wurde, den Hals voran, in ein Glasgefäß gestülpt und das spritzende rote Blut aufgefangen.

Nach einer halben Minute wurde der Vogel zur Seite gelegt, die geöffneten Gefäße mit den Nährböden regelrecht mit dem Blute beschickt, das Blutgefäß geschlossen, alles vorschriftsmäßig in den Kasten gelegt, der Kasten versperrt, in seiner thymoldurchtränkten Lederhülle verwahrt, und nun kehrten die Männer zu ihrem Boote zurück, das 10 Minuten später am großen Motorboot anlegte.

Drei Stunden darauf befanden sie sich in ihrem Laboratorium.

*

Am selben Tage noch begannen sie ihr Studium an dem gefährlichen Krankheitserreger, den sie gefaßt zu haben glaubten. Eine gefährliche, eine lebensgefährliche Sache. Ihr erster Versuch war folgender:

Sie stellten eine Agareprouvette, in welche ein Blutstropfen des Rabenblutes gefallen war, in einen Tierkäfig, in dem sich zwei Mäuse befanden. Der Käfig war hermetisch abgeschlossen; ein Rohr führte gleichmäßig Luft unter Druck zu, ein anderes die überschüssige Luft in eine Thymollösung ab. Der Watteverschluß der Eprouvette wurde durch ein sinnreiches System erst gehoben, nachdem sie luftdicht im Tierkasten geborgen war.

Eine Stunde später waren die beiden Mäuse tot. Es mußten die Krankheitserreger aus der Nährflüssigkeit in die Luft des Käfigs gekommen sein.

Der Oberstleutnant, der bei der Abendmahlzeit von dem Ergebnis dieses ersten Versuches unterrichtet wurde, erschrak heftig. Für so gefährlich hatte er die Sache nicht gehalten. Da war es doch das Klügste, den verfluchten Teufelsdreck zu verbrennen und auf die Benützung der Klippe überhaupt zu verzichten.

Die beiden Ärzte widersprachen. Der japanische aus Patriotismus, der deutsche aus Wissenschaftsdrang. Nach langem Hin und Her kam zwischen ihnen und dem Kommandanten, der die Kulturen zerstören und die Weiterarbeit verbieten wollte, eine Einigung zustande. Erst wenn sie den Krankheitserreger unschädlich gemacht, dürfe ein Laie das Laboratorium betreten. Ein Verkehr zwischen Ärzten und Offizieren werde nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten stattfinden. Blieben die Herren mal zur Mahlzeit aus, so werde der Kommandant wissen, daß sie infiziert und der Infektion erlegen seien. Dann werde er das Laboratorium, ohne die Türen zu öffnen, sofort vermauern lassen.

Zweiter Versuch: In einen leeren Tierkäfig wurde eine Eprouvette gestellt und geöffnet. Der Käfig und die zugeführte Luft unter Bruttemperatur gehalten. Einen Tag lang. Dann durch eine halbe Stunde Chlorgas in die Zelle geblasen, das durch heftigen Luftzug wieder verdrängt wurde. Dann die Eprouvette geschlossen und die Wand des Nachbarkäfigs geöffnet, in dem sich zwei Mäuse befanden.

Die Tiere waren nach sechs Stunden noch munter und wohlauf.

Nun wurde der Wattestöpsel der Eprouvette entfernt.

Nach zwei Stunden waren die beiden Mäuse tot.

Daraus waren folgende Schlüsse zu ziehen.

1. Der Wattestöpsel genügte zum Schutze gegen das Weiterdringen der Krankheitserreger.
2. Chlorgas vernichtete die in der Luft schwebenden und an der Oberfläche der Kultur haftenden Krankheitskeime.
3. Die Wirkung des Chlors drang nicht in tiefere Schichten der Nährflüssigkeit.

Nun hüllten sich die Ärzte wieder in ihre thymolgetränkten Schutzhüllen, holten die Brieftasche des verunglückten Seemanns hervor, desinfizierten sie im ganzen und Blatt für Blatt in Chlorgas und brachten sie zur nächsten Mahlzeit dem Kommandanten.

Aus den Papieren ergab sich, daß der Verunglückte der Leichtmatrose John Shmit aus einer Vorstadt von Seattle sich vor zwei Wochen auf dem Segeldampfer „Minnesota" in Seattle hatte einschiffen wollen. Die Bestimmung des Schiffes war San Franzisko. Es fanden sich in der Brieftasche 30 Dollars, ein Brief seiner Mutter, ein Brief einer älteren Schwester und mehrere Briefe einer Miß Minnie Abel, die in sehr innigem Ton gehalten waren. Der Kommandant übernahm das Ganze, um es nach Tokio zu schicken. Die japanische Regierung würde ohne Zweifel auf diplomatischem Wege die amerikanische verständigen, daß ein in die Nähe der amerikanischen Küste gekommenes japanisches Schiff den Untergang der „Minnesota" festgestellt und die Leiche des Matrosen samt den beiliegenden Papieren aufgefischt habe.

Nun glaubten die Ärzte einen Schritt weiter gehen und die gefährlichen Lebewesen sich vors Auge bringen zu können. Es wurden zwei Mikroskope aufgestellt, auf jedes ein Objektträger (eine dicke Glasplatte) gestellt, das in der Mitte eine Delle hatte, eine kleine Öffnung, auf die ein feines, eigens zugeschliffenes Deckgläschen paßte. Die Industrie stellt solche Objektträger mit eingebauter Kammer zur Zählung von Blutkörperchen her. Die Kammern wurden mit je einem dicken Tropfen einer durchsichtigen Nährflüssigkeit gefüllt, die Ränder der Kammern mit festklebendem Kanadabalsam verschmiert. Nun wurde eine offene Eprouvette aus dem Chlorgaskasten geholt und mit einer frisch ausgeglühten Platinöse beide Kammern „infiziert". Dann kamen die Deckgläser darauf, die Ränder derselben wurden mit dichten Schichten Kanadabalsam „gesichert".

Mühevolle, zeitraubende Versuche.

Sie mißlangen. Trotz eifrigem Absuchen der Präparate wurde nichts gefunden.

Die Eprouvette aber enthielt, wie sie tags darauf am Tierversuch ersahen, hoch virulentes Material.

Endlich fand Wieser einen Ausweg. Er behauptete in lebhafter Wechselrede mit dem japanischen Kollegen, die Mikroorganismen gediehen nur bei Körper-, bei Bruttemperatur. Es wurde daher der Metalltisch des Mikroskops, auf dem der Objektträger lag, erwärmt.

Jetzt ging es. Jeder sah ein seltsames Schauspiel. Eine Kugel, die bei vierhundertfacher Vergrößerung kaum den Umfang eines Stecknadelkopfes hatte. Sie bewegte sich in der Flüssigkeit von rechts nach links. Dabei wuchs sie rasch an Umfang. Nun war eine Art Strömung um diese Kugel bemerkbar. Auf der einen Seite sog sie die Nährflüssigkeit ein, auf der anderen stieß sie eine Flüssigkeit aus, die heller und leichter erschien, als die Nährflüssigkeit. Ganz winzige Bläschen, die in die Höhe stiegen. Als nun diese Kugel etwa den zehnfachen Umfang erreicht hatte, zerbarst sie. Eine Wolke von hunderten fast nicht sichtbaren Staubkörnchen verzweigte und verbreitete sich, nach derselben Richtung strebend. Jedes dieser Körnchen schwoll an, nahm rasch an Umfang zu und hatte bald die Größe eines Stecknadelkopfes erreicht. Nun verlangsamte sich die Bewegung, die Kugeln schlossen sich zu zwei und zwei zusammen und bildeten je eine größere Kugel, die ruhig in der Flüssigkeit schweben blieb.

Das Schauspiel war zu Ende. Sie durchmusterten jeder das eigene und das Präparat des Kollegen. Überall dasselbe Bild. Das Gesichtsfeld durchsetzt von den dunkelschimmernden Kugeln, die ruhig in der sichtlich dünneren Nährflüssigkeit schwammen.

Die beiden Ärzte blickten sich an. „Da habe ich", sagte der deutsche, „mehrere Monate vor meiner Abreise bei uns eine Filmfabrik besucht. Da wurde ein Lehrfilm für eine Schule gedreht. Kochendes Wasser. In einem Glasgefäß bei entsprechender Vergrößerung. Sehr nett. Wissen Sie, zu Beginn des Kochens tauchen direkt über der Flamme Gasblasen auf. Die steigen in die Höhe und werden, wenn sie in die kälteren Wasserschichten kommen, immer kleiner und kleiner. Nun drehte der Filmmensch die Geschichte um, ließ das Band verkehrt laufen. Da kamen die kleinen Bläschen aus dem Nichts, und wurden immer größer und größer, je näher sie dem Feuer kamen. An diesen Film hat mich das erinnert, was ich jetzt sah."

„Wie erklären Sie sich", frug der Japaner, „was wir da gesehen haben?"

„Ich denke, Herr Kollege, wir sind da einer Meinung. Dieser Pilz wächst, er wächst mit einer beispiellosen Raschheit. Etwas ähnliches, ein Anwachsen auf den mehr als zwanzigfachen Umfang in zwei Minuten habe ich noch nie gesehen. Das ist einzig in der Natur. Und dann zerfällt er in hunderte kleine Teile. Eine Vermehrung durch Teilung. Das geht so lange fort, als genügend Nährmaterial und günstige Lebensbedingungen da sind. Wenn die fehlen, schließen sich zwei Zellen zur geschlechtlichen Vermehrung zusammen und bilden eine Dauerspore, die sehr widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse in diesem Zustande verharrt, bis günstigere Lebensumstände sie wieder zum tätigen Leben wecken."

„Sie haben recht", meinte Yoghushiwa. „Solche Umstände sind Luft, Wärme und Nährstoffe, die sie braucht. Bei der entsetzlichen Vermehrungskraft, welche dieser Pilz hat, müßten aus einem einzigen im Laufe einer halben Stunde — so lange braucht er, um zu töten — Milliarden geworden sein. Was mag das für ein Gift sein, durch das er tötet?"

Wieser zuckte die Achseln. „Ist Ihnen bei den Opfern, die wir sahen, nichts aufgefallen?"

„Ja, der Hund, an dem unser Rabe fraß, hatte hellrote Schleimhäute. Er war noch nicht lange tot, sonst wäre sein Bauch von den Fäulnisgasen schon aufgetrieben gewesen."

„Ist die Folgerung nicht ein wenig zu voreilig?" warf Wieser ein. „Kann nicht das uns noch unbekannte Gift diese Art Fäulnis verhindern oder verzögern? Dann könnte das Tier auch schon länger tot gewesen sein, als wir sonst annehmen müßten."

„Kann sein", gab Yoghushiwa zu. „Doch das ist momentan eine Sache von nebensächlicher Bedeutung. Ich wollte vor allem feststellen, daß mir die hellrote Farbe der Schleimhäute des Hundes auffiel. Auch das Gesicht des toten Matrosen war direkt lichtrot. Ebenso zeigte das Blut des Raben eine lebhaftere Färbung, als wir es zu sehen gewohnt sind. Ich kenne nur ein Gift, das das Blut hellrot färbt: Kohlenoxydgas, CO."

„Es gibt deren mehrere", meinte Wieser. „Blausäure zum Beispiel."

Yoghushiwa sprang lebhaft auf. „Sie haben recht. Ist Ihnen auch der Geruch unserer Kulturen aufgefallen? Jetzt weiß ich, was das ist: Geruch wie von bitteren Mandeln."

Wieser erhob sich ebenfalls. „Ich werde noch ein Präparat anfertigen. Ich möchte versuchen, festzustellen, ob nach jeder Teilung eine Kopulation stattfindet, oder ob diese Sporenbildung bloß die Folge der ungünstigen Umstände ist, in die wir unsere Mikrokokken durch das Einschließen in die geringe Menge Nährmittel versetzen."

Er wollte den Versuch wiederholen. Als er aber die Platinöse aus der Eprouvette gehoben, und mit der Linken den Wattestöpsel aufgesetzt, streifte er mit der Spitze des linken kleinen Fingers die Platinöse. Blitzschnell tauchte er die Öse in die danebenstehende Spiritusflamme; als es aufglühte, ließ er das Instrument fallen, faßte ein Skalpell, das zur Hand lag, legte die linke Hand auf den Tisch und schnitt sich mit raschem Hieb den linken kleinen Finger an der Wurzel ab. Er faßte das noch zuckende Glied mit einer Pinzette und ließ beides in eine Schale mit Sublimatlösung fallen.

Das Ganze hatte sich so rasch abgespielt, daß Yoghushiwa noch nicht begriffen hatte, was geschehen war, als ihm der Kollege schon den blutenden Handstummel hinhielt. „Verbinden, bitte!"

Der japanische Arzt holte Verbandstoff und Binden und wickelte die Hand ein. Wieser sah mit zusammengebissenen Zähnen zu.

„Ich gehe jetzt auf mein Zimmer", sagte er. „Sie kommen, bitte, in 30 Minuten einen kunstgerechten Verband anlegen, das Gefäß unterbinden und nähen. Alles unter Thymolschutz!"

So weit reichten Wiesers Erinnerungen; wie er in sein Zimmer, wie er in sein Bett gekommen, wußte er nicht. Aber als ihm die Besinnung wiederkehrte, als er die Umgebung erkannte, überkam ihn plötzlich eine Erinnerung aus frühester Kindheit. Drei, vier Jahre mochte er alt ge-

wesen sein, da hatten ihn die Eltern auf einen Ausflug mitgenommen. Damals hatte seine Erinnerung bis zur Rückfahrt gereicht. Als er ins Eisenbahnabteil gehoben wurde. Am nächsten Morgen begriff er nicht, wie er entkleidet in sein Bett gekommen war.

Er richtete sich auf, sein Bett knarrte. Nun hörte er einen Schritt, ein Japaner stand vor ihm. „Wie befinden sich Herr Doktor?“

Wieser musterte den Mann mit einem ihm selbst unbegreiflichen Gefühl des unbehaglichen Erstaunens: Ach, ja. Das war doch sein Diener Hito.

„Danke! Was ist für Wetter draußen?“

„Warm und sonnig, Herr Doktor.“

„Dann geben Sie mir bitte, den weißen Leinenanzug heraus.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Culmer Vorstadt in Thorn.

Vor längerer Zeit verkehrte ich in Thorn auf der Culmer Vorstadt in einer bekannten Thorner Familie, die jetzt nach Deutschland abgewandert ist.

Das Hausgrundstück lehnte sich mit seiner Rückseite an den Altstädtischen Kirchhof und an seiner Straßenfront führte die Culmer Chaussee vorbei. Da ich in dem Hause ein gern gesehener Gast war, wurde es mir auch zu Entdeckungsreisen auf dem Hausboden bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Dort stieß ich in einer halbvergessenen Kammer auf eine schwere, große Truhe, wie man solche in alten Häusern vielfach vorfindet. In den Deckel war das Wappen der Stadt Thorn eingelassen, das einen Engel darstellt, der ein mit drei Türmen versehenes offenes Tor beschirmt. Darüber stand in erhabenen Buchstaben Torunensia.

Die Truhe öffnend, fand ich zwischen einem Wust von alten Geschäftspapieren und bunten, geschmacklosen Postkarten viele gebundene Aktenstücke, die alle auch dieselbe Aufschrift des Truhendeckels zeigten. Es läßt sich daraus schließen, daß schon mancherlei daraus im Zeitenwandel verlorengegangen ist, weil sonst wohl nicht mehr prosaische Geschäftspapiere und langweilige Ansichtspostkarten darin Platz gefunden hätten.

Der Hausherr teilte mir später mit, daß diese Truhe bei dem Erwerb des Grundstücks vor mehreren Jahren mit dem Haus in seinen Besitz gelangt sei. Ich erhielt Erlaubnis, in dem Inhalte der Truhe kramen zu dürfen und mir für diesen Aufsatz Auszüge zu machen.

Geschriebenes und Gedrucktes über rund 600 Jahre Thorner Stadtgeschichte und besonders über die Vergangenheit der Georgen-Vorstadt in Thorn, die als die Vorgängerin der Culmer Vorstadt aufzufassen sein dürfte, enthielten diese zerfetzten, vergilbten, verstaubten und zerknitterten Aktenstücke.

*

St. Georgen.

Die St. Georgenkirche in Thorn, welche später der gleichnamigen Vorstadt ihren Namen gegeben hatte, lag unweit des Culmer Durchbruches auf dem heutigen Roten Weg, der zu jenen Zeiten noch lange nicht bestanden hatte. Ursprünglich handelte es sich nur um eine Georgenkapelle, die zum Georgenhospital gehörte, das etwa auf der anderen Seite des heutigen Culmer Durchbruches lag. Viele lokale Veränderungen haben an jener Stelle des Hospitals und der Georgenkirche im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. Eines steht aber fest und stimmt auch im Allgemeinen mit der Gewohnheit der Georgenhospitale zusammen, die immer an großen, uralten, verkehrsreichen Heerstraßen ihren Standort hatten, daß hier die alte Straße in das Culmer Land vorbeigeführt hatte. Dies geht aus der Nähe des inneren früheren Culmer Tores hervor, welches in der Flucht der Straße lag (bei der heutigen Vereinsbank). Das Georgenhospital wurde im Volksmunde im Gegensatz zu dem Thorner Elendenhospital, welches das kleine H hieß, das große H genannt.

Das Georgenhospital diente zur Aufnahme von Kranken, die an Aussatz litten. Der Aussatz war im Mittelalter eine sehr verbreitete Krankheit in Alt-Deutschland und im Deutschordensland Preußen. Mit dem Ausgang des Mittelalters verschwand wohl diese Krankheit gänzlich infolge der besseren sanitären Verhältnisse in den Stadten. Die Georgenhospitale waren auf die allgemeine Mildtätigkeit angewiesen, was zur Folge hatte, daß auf der Culmer Landstraße in der Nähe des Georgenhospitals und der Georgenkirche zwei Almosenhäuschen standen, um an dieser verkehrsreichen Straße den Reisenden die Betätigung ihres Opfersinns sehr bequem zu machen. Später stellten sich die Georgenhospitale im Deutschordenslande um und dienten nur noch als Altersheime für alte, hilflose und unvermögende Leutchen.

Das Georgenhospital und dessen Kapelle mag wohl ca. 75 Jahre nach der Gründung Thorns, die im Jahre 1231 stattgefunden hatte, entstanden sein. Aber es gibt auch andere Lesarten.

Anno 1285.

— „NAch vieler Meinung soll um dieses Jahr die Capelle zu St. Georgen da jetzo (1726) die Kirche stehet erbauet und eingeweyhet worden seyn, so geschehen unter dem Landmeister Conrad von Tyrenberg dem jüngeren. —“

Als nach der Weihe einer vor den Mauern Thorns gelegenen Hospitalkapelle die Gläubigen nach der nahen Stadt zurückkehren wollten, wurden sie von ohrenbetäubendem Lärm überrascht und aus dem Hinterhalt und Waldesdunkel von heidnischen Preußen überfallen, die von der Burg „Heimsot“ herkamen, wo sie bereits schrecklich gehaust hatten.

„Denn da die alten Preußen von der Einweyhung vernommen, haben sie sich zusammen gerottet, und als das Volk welches aus vielen Oertern zu dieser Solennität sich versammelt hatte, sich nach Hause begab, verlegten sie demselben den Weg und erschlugen die meisten, die übrigen aber führeten sie gefänglich mit sich hinweg.“ Also mitten während des großen Preußenaufstandes, der die Ordensherrschaft im Preußenlande bis in seine Grundfesten erschütterte, ist St. Georgen entstanden, ein würdiges Symbol zu seiner Geschichte, die mit Blut und Eisen geschrieben wurde wie die der ganzen Georgen-Vorstadt.

1404 wird die St. Georgenkirche durch fremdländische Heerhaufen verwüstet, die mit ihrer grausamen und rüpelhaften Soldateska manches Wertvolle und Kostbare an unserer St. Georgenkirche vernichtet haben mögen.

Inzwischen wurde der Stadt Thorn zu Anfang des 15. Jahrhunderts das Niederlagerecht verliehen, das in der Ortsgeschichte unter der Bezeichnung die Thorner Niederlage bekannt ist.

Alle auswärtigen Kaufleute, die aus Polen und Ungarn kamen, mußten ihre Waren auf dem Thorner Markt verkaufen, wodurch diese preußische und Hansestadt einen großen wirtschaftlichen Aufschwung erhielt.

Unter Konrad und Ulrich von Jungingen hatte der Orden seine glänzendsten Perioden gehabt. Der Hochmeister unterhielt einen glänzenden Hof im Ordenshaupthause Marienburg. Einige Jahre später wurde der Niedergang des „Staatens an der Ostsee“ durch die Katastrophe von Tannenberg von 1410 eingeleitet. In Verfolgung der nächsten kriegerischen Ereignisse, die das Culmer Land und unsere Thorner Vorstädte und die St. Georgenkirche mit ihrem Hospital betrafen, lassen sich wohl am besten die Worte anwenden: „Sie heerten und mortbranten im lande, viel menner, weiber und kinder wurden aus dem lande vertrieben, viel kirchen verbrannt, vil prister über den altaren wurden ermordet, das heilige sacrament mit fußen getreten und viel ubles gethan.“

Mit dem 2. Thorner Frieden 1466 bekommt das arme so schwer heimgesuchte Culmerland wieder Ruhe und Frieden.

Nach Heuer sind uns aus dieser Zeit mehrere Gesuche um Aufnahme von Aussätzigen im Spital erhalten. Eines hiervon, das bereits in einer Broschüre von Heuer abgedruckt wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Den ehrsamen, unsern sehr lieben Freunden den Bürgermeistern und Ratleuten zu Thorn. Unsern gar freundlichen Gruß und alles was wir um Euretwillen zu tun vermögen!

Ehrsame, sehr liebe Freunde! Rechtsanwalt Gluchau unser Mitbürger, Vorzeiger dieses Briefes hat uns angezeigt, daß Gott der Allmächtige seinen Sohn mit der Krankheit des Aussatzes heimgesucht hat. Wir bitten Euch, liebe Freunde, daß Ihr diesen aufnehmen wollet in Euer für solche Seuche bestimmtes Haus. Wir wollen gerne Euch und den Euren — doch Gott behüte, möge das nicht nötig sein — Gegendienste leisten.

Gegeben . . . . Die Ratleute in Kulm.“

So hatte die gute alte Zeit im Mittelalter auch ihre Schattenseiten.

Auf Grund des sog. Reformationsprivilegs vom Jahre 1558 wurde in der Georgenkirche in Thorn evangelischer Gottesdienst eingerichtet. Dieses Gotteshaus war in der Folge bis ins 19. Jahrhundert hinein die Pfarrkirche der vorstädtischen polnisch sprechenden Gemeinde. Der Rat von Thorn, der ihr Patron war, nannte sie deshalb Ecclesia nostra Polonia („unsere polnische Kirche“). Neben dem Gotteshaus stand zeitweise ein Pfarrhaus und ein Schulgebäude, das wohl gleichzeitig für den Konfirmandenunterricht vom Pfarrer an St. Georgen benutzt wurde.

Im 15., 16. und 17. Jahrhundert herrschten im Preußenlande furchtbare Pestepidemien, die besonders auch die Stadt Thorn und ihre Vorstädte arg heimsuchten. „Wegen ungesunden Weges“ mußte sogar der Gottesdienst an St. Georgen längere Zeit abgesagt werden. Der Herd dieser

gefährlichen Krankheiten: Aussatz im Mittelalter und Beulenpest in den drei darauf folgenden Jahrhunderten war in der großen Unreinlichkeit der Städte zu suchen.

Der Rat traf seine Vorsichtsmaßregeln, denn er errichtete im Sommer 1708 ein Lazarett auf der Vorstadt. — „Anno 1708 Im Sommer sind allhier bey der Stadt unterschiedene ansehnliche Gebäude auffgeführet worden . . . . nicht minder das Lazaret oder Krancken- und Pest-Haus, an den äüßersten Gräntzen der Vorstadt.“

Ein Aquarell gibt uns näheren Aufschluß über die Umgebung der Georgenkirche, wobei wir nicht unerwähnt lassen dürfen, daß wir uns auch diesmal auf Heuers Broschüre berufen.

Auf diesem Bilde steht vor uns die Georgenkirche und erhebt ihren schönen Turm über schöne, prachtvolle Baumgruppen, die schon auf ein bedeutendes Alter Anspruch erheben können. Der große schattige Kirchhof ist von einer Mauer mit Portalbögen in antiken Formen umgeben. Das linke Portal soll, durch eine Lupe betrachtet, die Verse aus Schillers Glocke erkennen lassen: „Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde Vertrauen wir der Hände Tat, Vertraut der Sämann seine Saat. Noch köstlicheren Samen bergen Wir trauernd in der Erde Schoß Und hoffen, daß er aus den Särgen Erblühen soll zu schön'rem Los.“ — Leider können wir auf unserem Druck, der eine Wiedergabe des berühmten Aquarells darstellt, sowie auf der Darstellung in der Heuerschen Schrift die Verse mit der Lupe wohl aus drucktechnischen Gründen nicht nachprüfen.

In der Nähe der Straße oder des Kirchhofes bemerken wir einige Gebäude, welche die Dienstwohnung des Kirchenpersonals nebst Ställen enthalten. Ferner steht ganz rechts, durch die Culmer Landstraße von der Kirche getrennt, das Georgenhospital das sogenannte Große H, als solches kenntlich an dem großen in eine Nische eingelassenen Kruzifixus.

Das ganze Bild muß man sich von der Stadt aus betrachtet denken, wie der Wanderer es Jahrhunderte hindurch auf sich wirken ließ, wenn er sich durch die Culmerstraße und das Culmer Tor kommend auf dem Wege des heutigen Culmerdurchbruches St. Georgen näherte.

Der Estrich der alten St. Georgenkirche war im Laufe der Zeit mit Grabplatten ganz und gar belegt, denn als St. Marien wieder für den katholischen Gottesdienst benützt wurde, wurden hier auch Ratsherren und Geschlechter zur letzten Ruhe bestattet. Später konnte man beobachten, wie sich die eine oder die andere Grabplatte senkte. Dann pflegte das Kirchenpersonal von St. Georgen zu sagen: „Es geht zu Ende mit dem Glanze Thorns, denn die Thorner Ratleute im Herrn in St. Georgen gehen immer tiefer und die Raben fliegen wieder um den Ratsturm, da wird bald wieder das Sterbeglöckchen für einen „Ratsverwandten“ läuten.“

Der Kirchhof war sehr geschmackvoll angelegt. Zunächst wurden nur einfache Leute dort zur ewigen Ruhe bestattet und Gerichtete dort verscharrt.

Der Thorner Rat als Patron der St. Georgenkirche kam stets gern seinen Verpflichtungen zur Unterhaltung nach. — „Anno 1599. In diesem Jahre hat Burgermeister Heinrich Stroband eine Mauer umb die St. Georgenkirche herumb führen lassen, welche nachmahls in dem Schwedischen Kriege Anno 1657, da die Kayserlichen die Stadt belagern wollen, von der hiesigen Guarnison gantz niedergerissen und abgebrochen worden. —“

Trat auf dem Friedhof Platzmangel ein, so wurden alte Gräber aufgegraben und die Gebeine in einem Beinhaus aufgestapelt.

Im Thorner Museum befindet sich ein Ölgemälde von St. Georgen aus dem Jahre 1670, das Heuer wie folgt beschreibt:

„Im Hintergrund links der Rathausturm, dessen Spitze dann 1703 abgeschossen wurde; rechts davon der Giebel des alten Artushofes, dann St. Marien, deren mittelstes Giebeltürmchen damals weit schlanker und höher hinaufstrebte als heute. Im Mittelgrunde die alten mittelalterlichen doppelten Stadtmauern und Mauertürme; davor der mittelalterliche Stadtgraben, über den vom alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Culmer Tor (zwischen Thorner Hof und Theater) eine Brücke führte; ganz links, auf einem heutigen freien Platz, das Lorenzkirchlein mit seinem massigen Turm und den kleinen Häuschen seines Hospitals. Dicht davor, nach rechts verlaufend, der nach Erfindung der Kanonen aufgeworfene Wall mit dem (zweiten) Graben. Über letzteren führt natürlich ebenfalls eine Brücke für die in das Culmerland strebenden. Man konnte rechts und links um die Georgenkirche herum im kleinen Bogen die alte Culmer Landstraße (heute Culmer Chaussee) erreichen.“

*

Die Schweden vor Thorn.

Der Dreißigjährige Krieg, der dem Deutschland des 17. Jahrhunderts seinen charakteristischen Stempel aufgedrückt hatte, brachte nur vereinzelte Gefechte nach dem Preußenlande an der Weichsel.

In Polen war mit Sigismund August im Jahre 1572 das Herrscherhaus der Jagelonen ausgestorben. Nach zwei weiteren Königen aus zwei verschiedenen Häusern kam das schwedische Königshaus der Wasa mit Sigismund III. auf den polnischen Königsthron.

In der Folgezeit machten schwedische Fürsten wiederholt als Kandidaten auf den polnischen Thron Anspruch und ebenso waren auch polnische Könige Anwärter für die schwedische Königskrone, ein Unterfangen, das mehrere schwedisch-polnische Streitigkeiten und Erbfolgekriege hervorrief. 1626 waren die Schweden in Preußen eingedrungen und 1629 forderte ihr Feldmarschall Wrangel Thorn zur Übergabe auf, was heldenmütig abgeschlagen wurde.

. . . . „So rückete der Schwedische General-Feld-Marschall Hermann Wrangel mit etwa 8000 Mann im starken Marsche heran, treibet die hiesige Mannschafft aus ihren auffgeworffenen Schantzen hinweg, nimmt ihnen sechs alte eiserne Stücke ab und fordert die Stadt schriftlich auff. Bey abschlägiger Antwort bemühet er sich durch eine Petarde das Catharinen-Thor einzunehmen, und als dieses nicht gelungen, versuchte er sein Heyl am Culmischen Thore, sprenget dasselbige mit einer Petarde, avanciret auch sogleich dergestalt, daß schon etliche von ihnen sich des Rundels (Katzenkopf) daselbst bemächtiget haben; doch sind sie durch tapffern Wiederstand der Bürgerschaft zurück getrieben, und haben dabey, der Überläuffer Berichte nach, über 430 Mann verlohren. Inzwischen brandte die von denen hiesigen angezündete schöne Vorstadt (Culmer Vorstadt) lichter-loh, nicht minder auch die Culmische Brücke, welche man zum Vortheil der Stadt gleichfalls eingeäschert hat. — Dann heißt es weiter: Die Schweden aber wurden durch Gottes Hülffe und continuirliches Schießen der Bürgerschaft dergestalt abgemattet, daß sie den 18. dieses, Sonntags (18. Februar), gäntzlich abziehen müssen, davon umständliche Nachricht Unser bekriegtes Thorn, cap. 1, ertheilet.“ —

Wrangel versuchte damals vergeblich das Katharinentor in Thorn zu sprengen und wandte sich dann dem Culmer Tor zu. Er beobachtete von einem Almosenhäuschen aus, das Hospitalzwecken auf der Culmer Vorstadt diente, die Wirkung eines Sprenggeschosses auf das Culmer Tor. Dieses Sprenggeschoß hat aber verhältnismäßig geringen Schaden verursacht. Ein schwedischer Truppenteil wurde in die Georgenkirche gelegt und auf den Kirchhof und mag da auch viel Schaden angerichtet haben.

Anno 1657, am 31. Oktober, haben die Kaiserlichen Völker sich der St. Georgenkirche in der Vorstadt bemächtigt und von dort aus die Stadt heftig beschossen mit ihren Kanonen. Dabei wurde auch die Schildwache vor dem Culmischen Tor erschossen. Dann wurde ein kaiserlicher Truppenteil in der Georgenkirche eingeschlossen und mußte zwischen Feuer und Qualm elend zugrunde gehen.

Am ärgsten wurde Thorn bei einer späteren schwedischen Belagerung mitgenommen. Karl XII. von Schweden lag im Kampf mit Preußen, Rußland und Polen. Die Georgenkirche sollte abgetragen werden, weil sie an einer Contreecarpe lag. Doch wurde dies noch verhindert. Aber bei der Annäherung des schwedischen Heeres steckten Thorner „Stückknechte“ mit Pechkränzen, Leuchtkugeln und all dem furchtbaren Apparat, den man zur gegenseitigen Vernichtung bereit hielt, die Vorstädte an. Auch die St. Georgenkirche wurde angezündet. Aber nur das Holzwerk wurde vernichtet und ein Giebel stürzte infolge der Glutmassen ein. Mocker entging damals der Einäscherung, weil das schwedische Heer schon in der Nähe stand. Der Rathausturm wurde während der Beschießung, die sogleich nach der Ankunft der Schweden einsetzte, seiner Helmspitze beraubt. Der Rat läßt durch Stadtmusikanten die Chamade (Zeichen der Kapitulation) blasen. Aber der Kommandant von Thorn holt die Musikanten eigenhändig von den Türmen herunter. Später wird — mit Genehmigung des polnischen Kommandanten — schriftlich um Kapitulation beim Schwedenkönig in der Mocker nachgesucht. Der im Zenit seiner Macht stehende siegestrunkene Schwedenkönig läßt antworten: „Ihre Königliche Majestät von Schweden werden der Stadt, wenn es Zeit sein wird, schon die Antwort hierauf erteilen.“ Endlich am 13. Oktober wird die Übergabe gestattet — „und haben die Schweden den 14. Oktober umb 6 Uhr Morgens das Culmische Thor besetzen lassen (1703)“ —. E. W.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.